

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 125.

Mittwoch, 30. Mai.

1928.

(31. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Das klang knapp, herrisch, befehlsgewohnt. Rasternhofstön. Der Beamte kannte ihn aus seiner zwölfjährigen Dienstzeit.

Er wurde unsicher.

„Wenn Sie sich einwandfrei legitimieren können.“
„Natürlich kann ich das. Mit allen Schikanen. Auf solche geistvolle Idee hätten Sie nur gleich kommen sollen, anstatt jetzt erst zum Schluß. — Hier bitte.“

Er griff in die Tasche — suchte — zögerte — suchte — zog endlich ein Portefeuille heraus, das er noch nie gesehen hatte.

„Nanu?“ murmelte er verständnislos. „Was ist denn das? Bin ich nun eigentlich betrunken oder wie?“

Mit raschem Griff hatte der Beamte die Briestasche schon an sich gebracht. Entnahm ihr, während die anderen unwillkürlich näher traten, allerlei Papiere, blätterte sie auseinander.

Da wich Axel Tramin einen Schritt zurück und fühlte, wie er die Farbe verlor.

Sämtliche Schriftstücke, mit Ausnahme des fehlenden Passes, lauteten auf den Namen des portugiesischen Titularkonsuls Juan d'Arzilla!

Verflucht — jetzt wurde es ernst!

Dabei lag der Zusammenhang sonnenklar. Er versuchte zu erklären:

„Da stieg in Berlin im letzten Moment ein Herr ein — kleiner als ich, unterseht, völlig außer Atem. Komisch benahm sich der. Sprach auch von Rowalt und dem ‚Eplanade-Theater‘. War wirr und zerfahren und machte auf mich einen irgendwie verdächtigen Eindruck. Rognak gab ich ihm, weil er sich angeblich nicht wohl fühlte. Halbwegs zwischen Berlin und Halle legte ich mich zum Schlafen hin. Inzwischen muß er seine Papiere mit den meinen vertauscht haben und ist wahrscheinlich auf der anderen Seite aus dem Zug gesprungen, als Sie hier halten ließen.“

„Der große Unbekannte!“

„Gar nicht der große Unbekannte. Ich verbitte mir, daß Sie Zweifel in meine Worte setzen. Ich bin nicht dieser Juan d'Arzilla, sondern der Graf Tramin.“

„Und reisen ohne jedes Gepäck?“

„Das hat seinen besonderen Grund, den ich gleichfalls erklären kann.“

„Wir haben unsere eigene Erklärung. — Wollen Sie Ihren Mantel nehmen und uns jetzt folgen.“

„Ich protestiere.“

„Setzen Sie uns Widerstand entgegen, dann sind wir gezwungen, Sie zu fesseln. Also?“

Da gab Axel Tramin das Rennen auf.

XVIII.

Geschlagene vier Stunden lang und bewacht von drei Beamten, die mit Argusaugen jede seiner Bewegungen beobachteten, in einer stidig-dumpfen, kleinen Bahnwärterbude sitzen — gerade, daß man Zigaretten rauchen und sich als „Selbstbeföchtiger“ von der zu Tode erschrockenen „Dame des Hauses“ gegen Geld und gute Worte einen Rabber von Gerstenkaffee kochen lassen

durfte. . . der kleine Graf vermochte sich mühelos zu entsinnen, schon eine Reihe amüsanter Situationen im Leben kennen gelernt zu haben.

Als Mörder und portugiesischer Abenteurer verhaftet zu sein, besah an sich unbedingt eine humoristische Nuance. Namentlich, wo es sich von selbst verstand, daß man nach der ersten Vernehmung sofort mit tausend Entschuldigungen wieder entlassen wurde.

Axel Tramin nahm es denn auch mit einer gewissen gutmütig-philosophischen Gelassenheit hin. Wenn er ganz scharf lezierte, dann sagte er sich sogar:

„Ganz recht ist dir geschehen, mein Sohn! Das ist die Antwort der rächenden Nemesis auf deine Gesinnungslumperei gegen Bernt Yskems Verlobte, die du da im ‚Haus am See‘ aus Scheu vor einem etwaigen Verdikt der blödsinnigen sogenannten ‚öffentlichen Meinung‘ elend in Brand und Stich gelassen hast! Du schwik‘ man und trink‘ die bahnamtliche Kaffeeplarre!“

Mit einer gewissen satirhaften, seelischen Selbstkasteiung hielt er sich das immer wieder vor und war im übrigen heissfroh, daß er vor der Abfahrt schlauerweise noch an einen Rejprokation Zigaretten gedacht hatte. Denn die gingen allmählich drauf.

Um vier Uhr aber braufte endlich der Früh-D-Zug nach Berlin heran und hielt eine Minute. Ein Dienst- abteil wurde aufgerissen, der Rennreiter mit den drei Beamten hineinbugliert. Weiter ging's.

Eine Stunde später hatte Axel Tramin das herzliche Vergnügen, seine erst am Vorabend verlassene Vaterstadt bereits wieder begrüßen zu dürfen.

Auf energisches Verlangen und Kostenübernahme seitens des Häftlings wurde eine Autodroschke gehartert. — Das Polizeipräsidium am Alexanderplatz lag noch in tiefem Schlummer. Nur der Kommissar vom Dienst waltete seines Amtes.

Er erwartete den avisierten Mörder bereits in seinem Zimmer zur sofortigen ersten Vernehmung.

Die Geste, mit der er dem Schwerverbrecher den Stuhl neben seinem Schreibtisch wies, hatte etwas von jener berücktigten Bonhomie, mit der er schon manch verstorbenen Missetäter vermittelt irgend eines sonnambulen Tricks die ängstlich behüteten Weisheiten herausgelockt hatte.

Wenn Sie rauchen wollen, Herr Konsul . . .“, gab er freundschaftlich anheim . . . „Bitte — mich stört's nicht.“

„Gott vergelts Ihnen, Herr Kommissar. Aber erstens gebührt mir der dekorative Titel eines Konsuls noch nicht. Und zweitens habe ich mir schon in der Bahnwärterbude Nr. 357 die ersten Reime zur späteren Nikotinvergiftung geholt.“

„Abgesehen . . .“ stellte der Kommissar fest und blätterte in den Papieren, die man dem Verhafteten abgenommen, . . . sprechen Sie ein fabelhaft einwandfreies Deutsch!“

„Das dank' ich meinen in Gott ruhenden hochseligen Eltern und einem bildungsfördernden königlich preussischen Kadettenkorps.“

„Für einen Ausländer, meine ich.“

Der Rennreiter zog die Brauen hoch.

„Wieso?“

„Um . . .“, sagte der Kommissar, und seine Stimme wurde einen Schatten schärfer . . . „also Sie bestreiten, der portugiesische Staatsangehörige Juan d'Arzilla zu sein und gestern Abend im „Eplanade-Theater“ einen gewissen Rowalt erschossen zu haben?“

„Von mir aus könnte der arme Kerl sich noch lustig seines Lebens freuen. Und auf die Kateridee, für Portugal zu optieren, würde ich, glaub' ich, nicht mal im höchsten Fieber verfallen.“

„Natürlich! Leugnen! Das einzige, wovon Sie sich in Ihrer Situation noch Erfolg versprechen!“

„Und das einzige, was an dieser ganzen verlogenen Geschichte wahr ist.“

„Nur sind verschiedene Augenzeugen Ihres Mordes vorhanden.“

„Die demnach also ausnahmslos ins Panoptikum oder Irrenhaus gehören. Einen entsprechenden Antrag stelle ich hiermit generaliter.“

„Wenn ich Ihnen einen guten Rat erteilen darf, dann geht er dahin, daß Sie sich doch zu einer anderen Taktik bequemen. Mit der bisherigen nämlich kommen Sie nicht durch.“

„Woran mir aber andererseits sehr viel liegt, damit ich endlich ins Bett und vorher noch zu einem vernünftigen Frühstück komme!“ replizierte der Rennreiter. „Also schön — ich ändere meine Taktik und lege ein umfassendes Geständnis ab:“

Ich bin — um gleich die ganze Firma zu nennen — der Oberleutnant a. D. Axel Emich Graf v. Tramin, Majoratsbesitzer auf Adelinenaue, Roggow und Zeemen und wohne in der Bismarckstraße in Potsdam. Den ganzen übrigen Zusammenhang mit diesem Zinnober, dessentwegen ich jetzt den erlesenen Vorzug Ihrer Bekanntschaft genieße, ersehen Sie aus dem Protokoll, das man im Bahnwärterhäuschen Nr. 357 mit mir aufnahm. Nach meinem verstorbenen Laienverstande brauchen Sie netto eine halbe Stunde, um meine Angaben nachzuprüfen. Dann darf ich wohl endlich meines Weges fürbaß ziehen.“

Statt einer Antwort klingelte der Kommissar vom Dienst und fragte einen eintretenden Beamten:

„Ist der Wagen vom Moabiter Untersuchungsgefängnis schon zurück?“

„Vor zehn Minuten gekommen.“

„Nebenan?“

„Zawohl, Herr Kommissar.“

„Danke . . .“, nickte der und erhob sich . . . „Wollen Sie mir bitte folgen!“ forderte er den Verhafteten auf und öffnete die Tür zum Nebenzimmer.

Das war gleichfalls ein Dienstraum. Doch im Gegensatz zu dem Vernehmungszimmer, in dem nur eine grünverschleierte Lampe die Schreibtischplatte in ihren Lichtkreis gezogen, verbreiteten hier ein paar Glühbirnen Tageshelle.

Auf einem Stuhl an der Wand saß, flankiert von zwei Beamten, eine Dame. Ein zierlich schlankes Persönchen. Nicht mehr ganz jung. Tränen Spuren auf den flüchtig überpuderten Wangen. Die Kleidung von einer in dieser spartanisch strengen Umgebung grotesk wirkenden, mondänen Betonttheit.

Marcelle Trignard — Juan d'Arzillas Komplizin und ehemalige Geliebte.

Raum erblickte sie den Kommissar, den sie ja von ihrer ersten Vernehmung am vorhergehenden Tage her kannte, als sie aufsprang und ihm entgegenstürzte, um ihn mit einem hysterischen Wortschwall zu überschütten.

Sie sprach fast nur französisch und in dem charakteristischen Pariser Argot, der als Dialekt dem Ausländer schwer verständlich ist.

Im übrigen beachtete der Kommissar sie nicht sonderlich, sondern sein Blick haftete, wie der der beiden anderen Beamten, scharf spähend, nur an Axel Tramins Zügen, ob der sich bei dieser ersten überraschenden Konfrontierung nicht vielleicht doch irgendwie — durch ein Stutzen oder Lippenzucken — verraten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Amsterdamer-Wochenend-Kaleidoskop.

(Die Weltstadt ohne Nervosität.)

Von Karl Ludwig Herbst.

Der Sonntagsnachmittags-Spaziergang zum Kaffeeschwab irgendwo zwei Kilometer vor den imaginären Toren der Stadt hat sich zum Weekend ausgedehnt (nur böse Zungen sagen aufgeblasen). Warum sollt' man als norddeutscher Grenznachbar der Niederlande nicht einmal in Amsterdam, der Stadt der Olympiade, weekenden? Zwischen 16 und 17 Uhr Samstagsnachmittags rollt mein Zug über die Grenze von Bentheim nach Oldenzaal. Den ersten buchstäblich starken Eindruck auf niederländischem Hoheitsgebiet empfängt man durch eine Tasse Kaffee. Es ist eine porzellanangebundene Klassikerausgabe von Kaffee! Der zweite Eindruck: die blinkenden Messingabschläge der Lokomotiven. Ebenso wie die holländische Hausfrau liebt die Eisenbahnverwaltung Material, an dem sich eine landesübliche Scheuerwut immer aufs neue entzünden kann. Schnurstracks geht die Fahrt von Ost nach West. Vorbei an puvvigen, flachdachigen Landhäusern, an fetten Weiden und an vereinzelt Windmühlen, gegen die kein Don Quixotte gekochten hat.

Monheer Gulden und Fräulein Marl.

In Amsterdam ist man bedenkenlos abends zu Mittag. Dabei wird man der Bravheit der durch das Korsett der Stabilisierung gestützten deutschen Reichsmark gegenüber den Grandseigneur-Manieren des Guldens inne. Ein Gulden gleich eine Mark und siebzig Pfennig. So wenigstens sagt die graue Kurstheorie. Für einen Gulden aber gibt's in Amsterdam nicht mehr als für eine Mark in Deutschland. So sagt die Speisefarte und so rauscht's im grünaalbenen Baum des internationalen Amsterdamer Lebens. Monheer Gulden nimmt Fräulein Marl förmlich untern Arm und geht mit ihr in weitausholenden Schritten spazieren. Wie muß das arme Fräulein Marl trippeln, um mit dem Gulden gleichen Schritt zu halten, der gleich Pieter Pepperkorn im „Zauberberg“ eine „gewichtige, aber verwichene Persönlichkeit“ ist.

Samstag-Abendbummel durch Amsterdam-Cito. Am Rembrandtplein — unser Wirt, der uns den Weg dahin wies, sprach von einer „Brandstätte des Verkehrs“ — Strahlenbahnzüge, unzählige Autos und einzelne Droschken. Zu Säulen ringsum flammt der Feuerzauber moderner Lichtreflexe auf. Stark pulsierendes, in keinem Augenblick aber überhastetes Leben. Weltstadt ohne Nervosität. Zwei Elektroleichtbahnen kreisen um einen festen holländischen Atomkern. Vor einem Restaurant, das an ein Münchener Bräuhaus erinnert, steht ein Mann mit einer sentimentalen Fiedel unterm Arm. Er brauchte an seiner Persönlichkeit nichts zu ändern, wenn er unter einer Dorfbinde zum Tanz aufspielte. Eine flache Verkehrswooge wirft uns gelassen in die Kalwerstraße, die Straße der eleganten Geschäftshäuser. Diese Geschäftshäuser haben für deutsche Weekender weiblichen Geschlechts eine fatale Eigenschaft. Sie sind nämlich bis 11 Uhr abends geöffnet. Meine Frau, die sich für einen Augenblick im Gedränge verloren hatte, hängt sich plötzlich mit einem freundlichen Lächeln in den Augen und einer funkelnagelneuen echt holländischen Mütze auf dem Kopf an meinen Arm. Fräulein Marl und Monheer Gulden sind sich innerlich überraschend schnell näher gekommen.

Idyllischer Monarchismus.

Amsterdam hat heute ein Flaggengalagewand angelegt. Allüberall rot-weiß-blaue Fahnen. Dazwischen die orangene Farbe der Dranter. Vielsch in schwer seidener Ausfertigung. Vor der königlichen Residenz scheint allerhand Schützenfestliches vorzugehen. Bei näherem Zusehen entpuppt es sich jedoch als ein bunifarbenes, idyllisch angehauchtes militärisches Schauspiel. Es gilt nicht den Weekendbesuchern, sondern der Königin Wilhelmine und ihrer Tochter, die acht Tage in Amsterdam weilen. Die königliche Familie war an diesem Abend im Theater. Schon rollen die Autos des Hofstaates heran. Die Amsterdamer rufen so etwas wie hoch. Sie rufen es mit spitzen, gläsernen Stimmchen, obwohl ihr Sprechen und ihre Sprache von des Basses Grundgewalt leise überschattet werden. Aus dem vierten Stock der Residenz schaut ein Unbekümmerter, respektlos Hemdsärmeliger, auf Schilderhäuser und Soldaten, Baldaquin und Hofautos, Volk und Trams herab. Und auf dem Fensterbrett vor dieser zeremoniellen Hemdsärmeligkeit glaubt der spähende Blick flackige Kaffee zu erkennen.

Der brueghelhafte Blad-Bottom.

Als Weekender mit Amsterdam Ambitionen hat man natürlich die Verpflichtung, so viel Weltstadtlust wie möglich zu atmen. Gaite Touchinsto . . . Ein mondänes Kabarett und Tanzlokal. Man hat das Gefühl, bis zum Ellenbogen

in persischen Teppichen zu versinken. Wände, Deden, Beleuchtung: alles ist mit westeuropäischem Raffinement auf Orient gestimmt. Jazzbandmusik. Ein Saxophon flaut mit nasalem Ton gleichsam aus der hoffnungslosen Tiefe eines Urwaldes. Die Trompete jedoch schlägt lustige Purzelbäume wie ein Harlekin auf dem Tambourin. Auf spiegelndem Parkett schlenkern und stampfen Tänzer und Tänzerinnen. Dieser Black-Bottom ist im Gegensatz zu der orientalischen Schwüle des äußeren Rahmens durchaus niederländisch kühl und erakt. Es ist mehr brueghel- denn niggerhafter Black-Bottom. So solid, wie er hier exzerziert wird, könnte man ihn auch in klappernden Holzschuhen und breiten Pluderhosen in einem Fischerdorf tanzen.

Unerbittlich ist die sonst von Polizeirealements wenig angefränkelte Weltstadt Amsterdam in der Einhaltung der Ein-Uhr-Polizeistunde. Wir steigen die Treppe unseres Hotels hinan. Diese Treppe ist steil wie der Aufstieg von der Söllentalhütte zur Zugspitze. Alle Treppen in Holland sind steil. Zum Ausgleich für die absolute Flachheit des Landes wahrscheinlich. Praktisch wird dadurch Raum gespart. Die Möbel werden in die oberen Stockwerke durch einen Kran hinaufgezogen. Dieser Kran fehlt an den modernsten Neubauten im neuen Amsterdam nicht. In den Traum von Samstag zum Sonntag fügen die Türme von Amsterdam pausbädia erdenfrohe und zugleich seraphische Glodenpiele.

Das neue und das alte Amsterdam.

Am Sonntagmorgen rattert unser Motorboot durch den Hafen Amsterdams. An tiefliegenden Frachtdampfern und Schleppschiffen mit Kohle und Erzen geht die Fahrt vorüber. Mehr oder weniger luxuriöse Oberbedampfer rütteln Reisefreudige mit Zielen jenseits des Ozeans wach. Fähren mit Autos, Droschken, Milchkannen und Feuerwehreuten überqueren den Kanal. Man begreift jedoch nicht, daß die Schleuserei in diesem Hafen schwerfälliger im Handbetrieb vor sich geht.

Vom Wasser aus Land. Auf einer Autobusrundfahrt entrollt sich in grandiosem Schwung ein Totalbild Amsterdams, der Stadt der fünfhundert Brücken und siebzig Kanäle. Von prächtigen Bäumen grün umsäumte Grachten, Geschäftshäuser von patrizischer Bornehmheit neben der Welthandelsstadt Amsterdam ihre besondere Note. Das moderne Amsterdam aber ist für uns Deutsche geradezu eine Eroberung neuer architektonischer Welten. Vieles, was wir wollen und erstreben, ist hier Form und Gestalt geworden. Die holländische Architektur hat vor der deutschen den Vorsprung der Kriess- und Inflationsjahre. In den gewaltigen Siedlungen Neu-Amsterdams — an dem Wege dorthin liegt das neue „olympische“ Stadion — ist ein kubisches Moment betont in den Vordergrund gestellt. Und doch weiß man die Fläche mit durchaus architektonischen Mitteln in einzigartiger Weise malerisch aufzulockern. Sparfame Verwendung von Farbe — meist bei der Umrahmung der Fenster — kühn entschlossene Materialverwendung, beispielsweise Mäntel und Schiefer, sind besonders charakteristisch. . . . Mitten in diese Siedlungskomplexe sind die Schulen hineinkomponiert. Schule und Haus sind eine architektonische und hoffentlich auch eine geistig-pädagogische Einheit.

Jedesmal, wenn der Autobus über eine der fünfhundert Kanalbrücken rollt, macht er eine Art Hopsier und gibt dadurch seinerseits der Freude an diesem nordischen Benedikt-Ausdruck. Wir tun einen schnellen Blick auf die Amstel, die mit ihren Bootshäusern stark an die Binnenalster in Hamburg erinnert. Nach dem neuen das alte Amsterdam. Die Judengasse. Nichts von der vornehmen Zurückhaltung der Kalwerstraße und der Grachten. Hier ist eine schauspielerisch übertriebene Geschäftigkeit daheim. Die merantile Geistkulation hat viel mehr Orientalisches als die Tanzfiguren auf dem Parkett Touchinsto. Mit allen möglichen und unmöglichen Dingen wird in der Judengasse gehandelt. Vor jedem Hause jahrmärktähnliche Ausstellungen. Man handelt in der Hauptsache mit Kleidern und Schuhen. Zwischendurch ein fliegender Händler ähnlich dem wahren Jakob. Seine Arme rudern wie Windmühlensügel durch die Luft. Ein aufs Tiefste erschütterndes Memento mori ist inmitten der geschwätigen Geschäftigkeit das verfallene Mauerwerk eines Lores zu einem alten jüdischen Friedhof, dessen Ornamente den Tod als Verfall des Fleischlichen unerbittlich streng darstellen.

Die saisonfeindliche Nordsee.

Reichsmuseum oder Zandvoort, das ist am Nachmittag die banale Frage. Nicht ohne Behmut im Herzen versichert wir auf das Reichsmuseum mit seinen kostbaren Rembrandt-Schätzen.

Der Weg nach Zandvoort führt über Harlem, das sich eben anschickt, sein zauberschnödes Tulpenprunkgewand anzulegen. Wir müssen uns mit einem Blick auf das wunder-volle Amsterdamer Tor und die St. Bavokirche begnügen, deren Orgel ein Klangwunder sondergleichen ist. Hinter Harlem wechselt die Scene. Dünen und immer kleiner wer-

den des Knieholz. Feiner Sand tänzelt vor uns her. Eine Steigung und eine Neigung: die Nordsee. Bedächtigend und mächtig anziehend zugleich in ihrer elementaren Gewalt, in ihrem von den Urgeheimnissen der Schöpfung tief erfülltem Rauschen. Woge um Woge rollt heran. Schleudert verächtlich gischend letzte Ausläufer ans Land. Darüber ein Himmel, der unter seiner eigenen bleiernern Schwere zusammenzubrechen droht. Stürmisch wilde See. Erinnerungsbilder sonniger Strandtage glühen auf und verlöschen wie ein bengalisches Streichholz. Noch ist nicht Saison in Zandvoort. Raum Vorsaison. Die See will nichts von Saison wissen. Sie bäumt sich auf gegen idyllisches Strand-burgenbauen, gegen Strandlöwen in weißen Flanellhosen und braune Strandnixen in einem kostbaren Nichts von Badetostüm.

Das Auto rollt den neuen Zeeweg über Bloemendaal zurück. Windstärke 11 jagt den leichten Wagen vor sich her. Welch ein Weg, dieser Zeeweg! Es ist eine Idealstraße von Ziegelsteinen, die parkettähnlich aneinandergefügt sind. Ein schmaler Radfahrweg mit zementierten Platten läuft neben der breiten Fahrstraße her. Ein Tandem fliegt in der gleichen Richtung ins Land, die Radfahrer haben ihre Mäntel ausgebreitet, der Wind bläht diese Mäntel gleich Segel auf. Eine gespenstige Radsegelfahrt.

Weekend in Amsterdam. Es reizt gleich einem Hors d'oeuvre den Appetit zu vierzehntägiger Hollandfahrt.

Der Mann, der ins Land der Toten ging.

(Nach Überlieferungen der Dakota-Indianer, nordwestliche Prärien.)

Erzählt von Hans Rudolf Nieder.

Ein Mann hatte eine Frau, die wurde von einer Klapperschlange gebissen, und als die Sonne unterging, starb sie. Der Mann machte ein großes Feuer neben ihr und tanzte die ganze Nacht um sie herum. So heftig tanzte er, daß die Frau nach und nach wieder Leben bekam. Aber in der toten Zeit zwischen dem Untergang des Mondes und dem Dämmern des Morgenrotes wurde der Mann müde. Er konnte nicht mehr tanzen, die Augen wollten ihm zufallen. Da ward auch die Frau wieder tot, und weil ihre Zeit vorbei war, schied sie sich an, ins Land der Geister zu ziehen.

Der Mann bemerkte gerade noch, wie der Geist davon-glitt. Er raffte sich auf und folgte, so gut es ging. Vier Tage und vier Nächte mußte er durch unterwachsene Wälder und über schlechten Boden wandern, dann kamen sie an einen breiten Fluß. Eine einzige Brücke führte hinüber ins Reich der Geister.

Während der letzten Strecke war der Weg schon deutlich und ausgetreten gewesen. Bei der Brücke kamen Pfade von allen Seiten zusammen; und fortwährend langten die Toten an, um über die Brücke zu ziehen. Da waren junge und alte, Männer und Frauen und kleine Kinder, alle von ihren Verwandten wohl ausgerüstet zu der letzten Fahrt; die meisten glitten stumm dahin, manche schauten nach rückwärts, nur wenige weinten.

Die Brücke aber war sehr schmal, es gab oft ein großes Gedränge darauf. Und immer, wenn sich die Toten so dicht stauten, daß der Zug ins Stoden kommen wollte, erschien ein großer schwarzer Vogel mit mächtigen Flügeln. Er flog ganz nahe an der Brücke vorbei, so daß seine Flügel fast in den Zug der Toten hineinschlugen. Dann erschralen viele der Geister und glitten von der Brücke hinab ins Wasser. Und alle, die in den Fluß fielen, verwandelten sich alsbald zu Fischen.

Der Mann war in großer Angst, aber er hielt sich dicht hinter dem Schatten seiner Frau und gelangte glücklich mit ihr an das andere Ufer. Dort entstand bald eine Unruhe unter den Geistern. Sie riefen: „Ein Lebender muß hier sein. Es ist ein schlechter Geruch wie von einem Lebenden!“ Sie entdeckten auch den Mann und schleppten ihn vor ihren Häuptling.

„Was willst du hier?“ fragte der Häuptling der Geister. „Dies ist ein schlechtes Land. Du hättest nicht hierher kommen sollen. Was willst du von uns?“ — „Ihr sollt mir meine Frau wiedergeben.“ — „Wir haben nur den Geist deiner Frau. Ihr Körper liegt in der Erde.“ Jedoch der Mann bestand auf seiner Bitte, und so wurde ihm gestattet, bis zum nächsten Tag zu bleiben. „Du wirst sehen, daß du nicht zu uns paßt. Willst du morgen immer noch deine tote Frau zurückhaben, so mag sie mit dir ziehen. Aber es hat keinen Zweck.“

Nun durfte der Mann sich frei unter den andern bewegen. Er fand auch manchen, den er von früher noch zu kennen meinte, doch sie gaben ihm nicht recht Antwort auf

seinen Gruß. Sie sahen ihn fremd an und entfernten sich bald; überall wurde er gemieden. Seine Frau sah mit den andern Neugekommenen in einem großen abgetrockneten Raum; dort durfte der Mann nicht hinein.

Er hatte Hunger von der langen Reise; er wartete immer, daß ihn jemand zum Essen einladen sollte; aber niemals sah er einen Speise bereiten oder beim Essen sitzen. Er sah auch keinen, der rauchte. Am Abend wurde zu Ehren der neuen Gestorbenen getanzt, es war ein langsamer, sehr gleichförmiger Tanz. Der Mann wollte in den Kreis treten und mittanzen; da stellten sich die andern dicht um ihn und drückten ihn zurück.

Am nächsten Tage wurde er nochmals gefragt, ob er seine Frau zurückhaben wolle. Er sagte „Ja“ wie zuvor, und nun bekam die Frau Erlaubnis, mit ihm zu ziehen. Die beiden gingen zurück über die Brücke und wanderten den ganzen Tag. Gegen Abend machten sie ein Lager, und sie legten sich zusammen schlafen. Am Morgen, als der Mann erwachte, lag er neben einem toten Baumstamm.

Er fing an zu klagen, daß ihm seine Frau abermals genommen sei. Er zog den Baumstamm auf die Schulter, um ihn so in seine Heimat zu schleppen; doch der Baum war zu schwer. Dann verwandelte sich der Mann in einen Vogel und flog davon. Er wurde ein Holspecht.

Wenn heute der Holspecht an einen toten Baumstamm klopft, so sagen manche, es sei der Mann, der noch immer seine tote Frau aufwecken wolle.

Unkraut.

Gestern ging ich an einem Kleefeld vorüber.

Vom Klee war nichts zu sehen, aber der Löwenzahn blühte tausendfältig, millionenfältig über das Feld dahin, daß es ein einziges, gelbbrandendes Wunder war.

Einer neben mir sagte: „Unkraut! Fürchterliches Unkraut!“

Ja, natürlich Unkraut! ermahnte ich mich.

Dann aber sah ich wieder über das Feld hin mit seinen ungezählten Strahlenblüten, mit seiner schäumenden Goldflut.

Ich bedauerte den Mann, dem der Acker gehörte, und dennoch war das Feld ein Wunder, schöner als viele, viele Gärten.

Wir Menschen sind seltsam: Wenn eine Blume, die wir gesät haben, die Geld gekostet hat, aufblüht in unserem Garten, dann stehen wir und bewundern sie.

Wenn aber eine Blume, gerade so schön und herrlich, aber nicht von uns gewollt, ersteht zum Vichte, dann fluchen wir: „Unkraut!“

Es gab mal einen Weisen, der behauptete, es gäbe kein Unkraut, oder doch nur ein einziges, das heiße: Homo sapiens.

Der Weise war ein dummer Mensch, werden die Klugen sagen.

Mag dem sein, wie es wolle.

Der Löwenzahnacker ist ein Wunder, ein goldenes Wunder. Und in wenigen Tagen wandeln sich die Blüten zu kleinen silbernen Lampen, die der Wind ausbläst und die Kinder, die noch nicht wissen, daß es Unkraut gibt auf der Welt.

Beatus.

Idylle aus Württemberg.

Von Paul Eipper.

In einem schwäbischen Oberamt.

Wo, sage ich nicht; aber es wächst dort auf einem Hang ein Wein, der heißt der „Efinger“. Er war nämlich schon in der Gotik so berühmt, daß die Mönche des benachbarten Zisterzienserklosters sich elf Finger darnach geschleckt haben würden, wenn sie nicht bloß zehn gehabt hätten.

Also, in diesem Oberamt wurde eines grauen Herbsttages ein ältlicher Sandwerksburche wegen Bettelrei verhaftet. Und ins Gefängnis abgeführt, einen kleinen Kasten hinter der Wohnung des Oberamtmannes. Da sah er, ganz zufrieden mit seinem Los, und jeden Tag brachte ihm die Magd einen Teller warmen Essens.

Der Strolch machte einen ganz manierlichen Eindruck, und weil im Oberamt immer viel zu tun ist, fragte die Magd einmal ihre Herrin, ob man den Strömer denn nicht zum Holzhaufen etwas herauslassen könne. Die Amtmännin fragte das gleiche den Amtmann, und der sagte „Ja“. „Was laufen wird er ja nicht bei eurer guten Suppe!“

So kam's, daß der Bagabund den ganzen Winter über

in der Küche, auf dem Speicher und überall im Oberamt Hand anlegte. Das Frühjahr nahte, Gartenarbeit kam hinzu, und die Amtmännin sagte oft: „Gottlieb, heute müssen Sie sich ordentlich ranhalten. Unkraut aussapfen! Es gibt auch besonders gutes Essen.“

Aber alle Herrlichkeit hat einmal ihr Ende. Schließlich wurde die Geschichte dem Oberamtmann zu dumm. Der Bagabund bekam seine Papiere und den Befehl, am Abend den Bezirk zu verlassen.

Und was soll ich sagen, Frau Amtmann, die Kinder, die Magd, alle waren sie traurig darüber, wie wenn ein lieber Freund abreisen müßte. Der „Herr Gefangene“ selbst aber stand mit der Mühe in der Hand unter der Tür des Wohnzimmer, um Abschied zu nehmen.

„Grüß Gott, Frau Oberamtmann, und Vergelt's Gott! Wenn bloß die Magd das Unkraut ordentlich ausruft. Aber machen Sie sich keine Sorgen, im Herbst komm' i wieder.“

*

Und so geschah's. Im Oktober nächsten Jahres erwischte der Gendarm einen älteren Bagabunden beim Betteln. Als er in den kleinen Kasten hinterm Oberamt abgeführt wurde, grüßte „der Verbrecher“ müheschwendend nach der Wohnstube hinauf. „Grüß Gott, Frau Oberamtmann! Ich bin's, der Gottlieb. 's ist wegen 'm Garten und dem Unkraut!“

Silbenrätsel.

a — ard — as — bac — be — bel — bel — ho — hus — co — da — da — de — di — di — du — du — e — e — ei — ein — ers — ett — fer — gall — ge — gem — ger — go — he — ho — i — i — id — in — lamb — le — les — lev — li — li — lo — lo — lu — lu — me — me — mer — mi — nach — ni — ni — öds — on — ral — red — ri — ru — sa — scheb — se — sto — tra — stun — ta — te — ti — u — um — va — wa — weib — zel — zug.

Aus vorstehenden 76 Silben sind 28 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch und st = je ein Buchstabe.) 1. Sternbild. 2. Homerische Dichtung. 3. Männername. 4. Griechischer Buchstabe. 5. Griechischer Philosoph. 6. Vogel. 7. Antilopenart. 8. Gattin. 9. Oper von Richard Strauss. 10. Vereinigung. 11. Kirchenlied. 12. Italienischer Geigenbauer. 13. Brettspiel. 14. Wohnungsveränderung. 15. Zwiegefang. 16. Dänischer Geschichtsschreiber. 17. Farbstoff. 18. Afrikanischer Fluß. 19. Hornartige Masse. 20. Berg in Brasilien. 21. Hausgerät. 22. Insekt. 23. Opernkomponist. 24. Münze. 25. Zeitmaß. 26. Mohammedanischer Monat. 27. Baum. 28. Gottheit.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 120: Wagerecht: 1. Hauptmann Köhl. 8. Afrika. 10. Niet. 12. Aetna. 13. Er. 15. Diana. 18. Feuer. 19. Un. 20. Ende. 21. Le. 24. Die. 25. Ait. 27. Du. 28. Notlandung. 31. Del. 33. Greenly Island. 37. Geige. 38. Welsch. 39. Herb. 40. Uri. — Senkrecht: 1. Suenefeld. 2. Urne. 3. Tag. 4. Arie. 5. Niete. 6. Kanada. 7. Derta. 9. Ozeanflug. 11. Irene. 14. Bremen. 16. Ill. 17. Ruß. 22. Wannsee. 24. Duerer. 26. Idolle. 27. Dogge. 29. Tal. 30. Nanco. 32. Leib. 34. Neu. 36. As. — Magisches Quadrat: a) Wien. b) Ilse. c) Esau. d) Neun.

Sammler-Ecke

Nachträge zum Schaubel-Briefmarken-Album. (Verlag von C. F. Vöde, Leipzig C. 1.) Um die Neuheiten des Jahres 1927 und teilweise die der ersten Monate von 1928 aufzunehmen, bedurfte es für den Nachtrag Nr. 44 der stattlichen Anzahl von 176 Blatt. Eine nähere Überprüfung ergibt, daß über 1300 neue Felder Blah gefunden haben, die durch mehr als 230 Abbildungen die Reichhaltigkeit der Neuausgaben am besten illustrieren. Am meisten daran beteiligt sind Spanien mit fünf Blatt, Frankreich, Ungarn, Französisch-Aquatorial-Afrika und Südwestafrika mit je vier Blatt, die Niederlande, die Tschechoslowakei sowie Großlibanon, Französisch-Marokko und Palästina mit je drei Blatt, während sich der Rest an Blättern auf weitere 106 Postgebiete erstreckt. Auch verschiedene neue Markenländer haben Aufnahme gefunden, so neben den chinesischen Provinzen die Mongolei und ihr Nachbar Tanna-Luva. Ein Inhaltsverzeichnis für das Gesamtalbum und ein ebenso wichtiges über den Nachtrag selbst machen ihn sofort gebrauchsfertig.